

ZEITLOSIGKEIT

Als Achtzehnjährige war mein Zeitgespür noch hoffnungslos unterentwickelt. Vor mir schien eine unendlich lange Lebensbahn zu liegen mit unzählbaren Tagen, Monaten und Jahren. Alles, was ich hatte, war Zeit. Die Zeit war mein kostbarstes Kleinod. Im langsamen Zerfließen offenbarte sie ihre Geheimnisse. Nicht nur, dass die Zeit mich zur Photographin machte, ich entdeckte durch die Photographie die Zeit. Mit jeder dreißigstel oder sechzigstel Sekunde, die ich auslöste, kam sie zu mir. Beim Auslösen denke ich nicht an morgen, nicht an gestern, sondern nur an den Augenblick. Ich bin Teil des Geschehens, das ich photographiere. Ein Geschehen bereitet sich vor, kündigt sich an in vielen Details, die unbeachtet vorüberhuschen. Ohne mein Wissen glitt ich nämlich in Erlebnisse hinein, die längst zu wirken begonnen haben.

Ich lebte Anfang der siebziger Jahre mit meiner Großmutter in einem Zimmer. Eine große Liebe verband uns, die uns unzertrennlich machte. Ihre Jahre waren gezählt, hatte sie doch bereits die achtzig überschritten. Verständlich, dass sie den Drang verspürte, ihrer Enkelin noch etwas auf den Weg zu geben. Bei jeder Gelegenheit hielt sie mir ein Buch unter die Nase und sagte: «Schau hinein! Dort entdeckst du meine alte Heimat, wo ich geboren und aufgewachsen bin.» Sie kam aus dem Klatzer Bergland, welches irgendwo in Schlesien liegt. Schon vor dem zweiten Krieg hatte sie es verlassen und war erst nach Zittau und später nach Erfurt gezogen. Das Buch rührte ich nie an. Ich habe es nicht ein einzi-

ges Mal durchgeblättert. Mich interessierte die Vergangenheit nicht. Mich interessierte nur die Gegenwart. Die Verheißungen der Jugend, das Entdecken von Schönheit und Liebe und die vielen Gefühlsbäder im Herzen. Ich war stets verliebt. Trunkenen Herzens betrachtete ich die Welt als wunderbaren Abenteuerspielplatz der Gefühle. Diese Phase hielt lange an.

Unterdessen starb meine Großmutter. Ich hatte längst unser gemeinsames Zimmer in Erfurt verlassen und war in die große, weite Welt gegangen. Meine erste Station hieß Berlin. Die Stadt war noch ein Trümmerhaufen, als ich sie 1969 das erste Mal betrat. Seltsamerweise faszinierten mich die Trümmer. Bücher geben nie das lebendige Sein wider, und alle Facetten des Lebens, dessen Energien noch Jahrzehnte lang schwingen lassen. Besonders wenn eine Fremde, wie ich, durch zererschossene Straßenschluchten läuft und den röchelnden Atem eines unausstöblichen Schmerzes spürt. Hinter den zerbröckelten Fassaden war das ganze Ausmaß des Krieges zu erahnen. Ich hörte ein einsames Klagelied aus den Mauern dringen.

Noch oft sollte es mir in meinem Leben so ergehen. Der Klang eines Wortes, der Anblick eines Ortes oder das Gesicht eines Menschen – und schon erschallt aus unbekanntem Tiefen eine seltsame Melodie in meiner Erinnerung, von der ich meinte, es gäbe sie gar nicht. Eine Resonanz, die mich sofort mit etwas Unbekanntem verbindet, das mir aber doch wieder bekannt vorkommt. Ich bezog eine Wohnung in unmittelbarer Nähe zum Alexanderplatz. Genau dort, wo die Häuser die größten Wunden trugen.



Zwar hatte ich meine Großmutter zu keinem Zeitpunkt meines Lebens vergessen, doch rückten andere Menschen nach, die meine Aufmerksamkeit forderten. Ein solcher Mensch war Clemens. Er studierte an der Westberliner FU Philosophie. Wir waren Ende der siebziger Jahre ein typisches Ost-West-Berliner Liebespaar. Er musste an der Grenze *Eintritt* bezahlen und durfte 24 Stunden bleiben, um Mitternacht waren die Stunden abgelaufen. Wieder sollte die Zeit in meinem Leben eine große Rolle spielen. Unser Liebesleben war von Stress geprägt, weil Clemens nie eine Nacht entspannt bei mir verbringen konnte. Aus diesem Grund beschlossen wir, den Sommer in Polen zu verleben. Er fuhr mit seinem Renault R4 nach Szczecin vor. Ich kam mit dem Zug nach. Als wir endlich ruhig und gelassen nebeneinander sein konnten, im vollen Gewahrsein der vor uns liegenden Zeit, die uns nicht mehr trennen sollte – was uns wie ein Wunder erschien – fragte er: «In welche

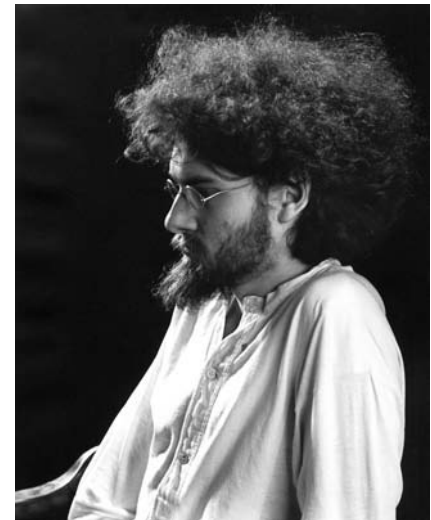


Richtung wollen wir fahren?» Da das Meer mich nie sonderlich interessierte, antwortete ich: «Nach Süden.»

Clemens ging sofort auf meinen Vorschlag ein. Jeder x-beliebige Ort in Polen oder sonstwo auf der Welt wäre ihm in diesem Moment recht gewesen, solange es bloß keine Grenze gab. Die Liebe drängt auf Einheit, nicht auf Trennung. Das hatte ich bei den vielen Abschieden gespürt, die wir hinter uns hatten. Trennungen sind Dolchstöße. Viele Menschen sterben wohl in Wahrheit an diesen Trennungen. Unser Wunsch, endlich einmal nebeneinander einschlafen und frühmorgens ruhig und gelassen aufwachen zu können, trieb uns an. Wir fuhren Richtung Süden, durchquerten bald ein hügeliges Land, das langsam bergig wurde. Die Zeit war hier stehengelieben. Es schien sie nicht zu geben. Orte und Menschen strahlten eine natürliche Schlichtheit aus, ohne die pompöse, aufgemotzte Künstlichkeit aus meinen Städten.

Wir sahen wunderschöne Bauerngehöfte, deren hölzerne Ställe windschief standen und einzufallen drohten. Die Menschen waren voller Herzenswärme. Das Gras wurde noch mit der Sense gemäht. Ebenso das Korn.

Wir übernachteten im mitgebrachten Zelt, machten



Picknick, wo immer es uns beliebte. Niemand schimpfte. Niemand jagte uns weg.

Wir fuhren und fuhren. So sehr uns auch die Orte gefielen, eine geheimnisvolle Macht trieb uns immerzu weiter. Irgendwann landeten wir an einem Bach mit kristallklarem Wasser. Der Platz war märchenhaft. Auf der saftigen Wiese stellten wir unser Zelt auf. Weit und breit war weder Gehöft, Dorf noch Stadt zu sehen.

Wir waren ganz allein. Wir badeten und wuschen uns am Morgen im 13 Grad kalten Wasser, kochten mit dem Wasser unseren Tee und das Essen und nahmen es auch direkt zum Trinken. Schon in der zweiten Nacht fühlten wir uns einer üblen Belagerung ausgesetzt. Irgendwelche Tiere rannten im Kreis um unser Zelt, rochen Fleisch und wollten uns offensichtlich fressen. Zunächst hielten wir sie für Wölfe. Sie gaben ein merkwürdiges Geheul von sich. Am frühen Morgen hatte Clemens endlich seine Angst überwunden und griff entschlossen zum Dolch, um dem Spuk ein Ende zu setzen. Doch das Morgenlicht hatte die Tiere verscheucht. Im Schutz des nächtlichen Dunkels kamen sie am darauf folgenden Abend wieder. Es waren wilde Hunde, die die leeren Konservenbüchsen gewittert hatten, die ich achtlos neben das Zelt geworfen hatte. Wir waren in ihr Revier eingedrungen. Doch gewöhnten wir uns schnell aneinander. Sie schienen unser Ebenbild zu sein. Ungezwungen, wild und frei. Diese Energie verband uns. Das Fleckchen Erde ließ uns rein und ursprünglich sein. Ein Gefühl, das ich in der Berliner Mitte nie gespürt hatte. Dort war mir in den letzten Jahren etwas entglitten, das mir hier in dieser Landschaft bewusst

wurde. Es mag wohl ihr Zauber gewesen sein. Das Lied, das Berlin sang, war traurig. Dort hatte ich, angetrieben vom Drang Photographin zu werden, zu hasten begonnen. Das Absichtslose war mir verloren gegangen.

Eines Tages ging uns das Brot aus. Wir mussten mit dem Auto in die nächste Stadt fahren. Sie lag 20 km entfernt. Dort begegneten uns die wilden Hunde wieder, die in einer Horde die Straßen durchstreiften, genauso hungrig wie wir.

«Wie heißt der Ort?», fragte ich Clemens.

«Klotzko», erwiderte er.

«Schau doch mal auf der Karte nach, wie der Ort früher auf deutsch hieß. Mit dem polnischen Namen kann ich nichts anfangen.»

«Klatz», sagte Clemens.

Mir lief ein Schauer über den Rücken. Es war das Klatzer Bergland, dort lag die Wiege meiner Großmutter. In der Landschaft erkannte ich ihr Wesen wieder. Die Kindheit hauchte ihr jene Melodie ein, die ich so gut von ihr kannte. Hier begegnete ich demselben Lied wieder. Meine Großmutter erschien mir plötzlich sehr weise. Unaufdringlich hatte sie mir einen Schlüssel in die Hand gedrückt. Und hier war das Schloss. *Sieh! Hier ist die Freiheit, von der du träumst*, schien sie zu sagen. *«Schau genau hin. Du wirst wie in einem Puzzle jedes Teil entdecken. Das Ganze ist dort, wo du selbst bist.*

In der Nähe lag ein See. Eines Sonntagmorgens wehten vom gegenüberliegenden Ufer die hohen Stimmen eines Frauenchors zu mir herüber. Das hohe Schilfgras verdeckte die Sicht. Ich sah nichts, hörte nur. Mit einem Schlag war ich verzaubert. Nicht nur ich. Alle Bäume



rings um mich herum, das Schilfgras, das Wasser, die Wolken, die Sonne, ja selbst die Erde - alle stimmten in das Lied ein. Es sang in mir. Es sang in Clemens. Ein Chor tausendfältiger Stimmen. Ich war zum Lied geworden. Ich hörte meine eigene Melodie, die im großen Chor aller Lebewesen um mich herum sang. Ich war die Zeitlosigkeit. Der Klang der Erde, die Zeitlosigkeit und die Freiheit gehören wohl zusammen.

Clemens und ich hatten keine Ahnung davon, dass uns das Fenster zur Ewigkeit nur einen kurzen Moment geöffnet wurde. Es fiel uns als Geschenk vor die Füße, ohne dass wir seinen Wert begriffen. Neugierig trieben wir auf dem Boot der Ahnungslosigkeit dahin.

In Przeseka, einem Dörfchen im Riesengebirge, strandeten wir. Dort hatte Clemens Verwandte aus seiner Familie ausfindig gemacht. Wir wurden von Janek und Gisela aufgenommen, einem Waldarbeiter und einer Köchin, die mit Eva, der dreizehnjährigen Tochter,

in zwei Zimmern eines Häuschens wohnten, das mitten im Wald stand. Sie gaben uns ihr Schlafzimmer. Janek zog sich mit dem Hund in die Küche zurück. Mutter und Tochter schliefen im Wohnzimmer. Draußen raschelten in der Nacht die Bäume, wenn der Wind durch sie hindurchpiff. In der Ferne bellte immer ein Hund. Wie im Winter legte die Natur hier auch im Sommer ihr Nebelkleid an. Dann versanken Häuser, Hänge, Bäume und Wege hinter einem undurchsichtigen Schleier. Wieder konnte ich nichts sehen. Wieder erschien mir der Zauber - wie sich aus dem dichten Nebel plötzlich die gewohnte Welt herauschälte. Es kam mir wie ein Wunder vor.

Im Haus gab es kein fließendes Wasser. Am Morgen stellte Gisela einen Krug frisches Wasser und eine leere Schüssel zum Waschen hin. Einen Gasherd gab es nicht. Gefeuert wurde mit Holz, angezündet mit Birkenrinde.



Im Haushalt wurde alles selbst gemacht. Auch das Brot. Besondere Sorgfalt galt dem Wein. An manchen Tagen holte Janek das Harmonium vom Schrank und begann zu singen. Die Lieder hatten eine solche Poesie und waren mit so viel Herz gesungen, dass mir vor Rührung die Tränen kamen. Das hielt mich aber nicht davon ab, zu tanzen. Es war eine Art Polka. Der Postbote kam den Berg herauf und tanzte mit. Wir sangen, tanzten und tranken bis zum Umfallen. Ich öffnete das Fenster und sah die Schweine den Abhang hinunterjagen. Unser Tumult hatte sie außer Rand und Band gebracht. Sie waren aus dem Stall ausgebrochen. Der erschrockene Nachbar rannte mit der Knute hinter ihnen her, konnte sie aber nicht gleich einfangen, weil sie viel zu schnell waren ...

Unserer Reise in die Zeitlosigkeit wurde ein jähes Ende gesetzt. Was uns nach Polen trieb, kam hinter uns her: Die Grenze. Ein Jahr später kam die Solidarnosc an die Macht. Die DDR schloss ihre Grenze nach Polen.

WEITER, WEITER: AUF DER HIMMELSLEITER

Auf freiem Platz, draußen, direkt vor der Tür, Asphalt, hart, holprig, grau. Als Kind hat man die Augen unten, da ist die Erde noch näher als bei Erwachsenen. Diesen Vorteil weiß das Kind zu schätzen. Keine Rinne, kein Loch, keine Pfütze, kein Fleck, kein Wechsel der Steinstrukturen oder Farben, entgeht seinen Augen. Den ganzen Tag unter freiem Himmel. Luft tief durchatmen. Was reinkommt, geht tief ins Blut, durch Mark und Knochen, zur letzten Pore, bis das Ganze seine Runde im Körper gemacht hat und wieder ausgeblasen wird in die große weite Welt. Den Tag einatmen. Die Nacht. Die Sonne. Den Mond. Den Winter. Mit Schnee. Wenn das Ungeziefer stirbt. Den Sommer mit Wasser. Die warmen Tropfen bringen die Haut zum Glänzen. Wie Seide. Was geht, kommt. Was kommt, geht.

Ein Jahr ist wie ein Atemzug. Ein zweites, drittes zieht sich dahin. Der lange Fluss ohne Uhr. Ohne Zahlen. Ohne Buchstaben. Der Fluss des Seins, Atem. Spaß. Spiel. Der Atem als ein kräftiges Lachen, tief, schwer, ansteckend – zum Mitlachen. An der frischen Luft sein heißt, den Lebensgeistern nah sein, an der Quelle sein, zwischen innen und außen – bis du zum Platzen voll bist mit reinem Übermut. Die Tür ist offen. Das Licht dringt durch die Dunkelheit. Die Dunkelheit nicht durch den Tag.

Die Steine der Kindheit habe ich lange angesehen; bin oft hingefallen, auf hartem Boden, gerutscht, gehüpft, gesprungen, gekrochen. Ich habe ihn bespuckt, bepinkelt, beschissen.



Meine Straße, eine normale Straße am Rande der Großstadt. Dreigeschossige Bürgerhäuser mit Vorgärten. Linden. Überall Lindengeruch. Die Straße ist mit Bäumen bepflanzt. Unten, im Parterre des Hauses, in dem ich aufgewachsen bin, ein Eckladen, der Lebensmittel verkauft. Die Besitzer wohnen und arbeiten an der Ecke und heißen Eck, wie das eben so ist. Ein freundlicher Mann mit einer freundlichen Frau begleiten mich durch meine Kindheit, während ich sie alt werden sehe.

Vom Asphaltboden, auf dem ich mit meinen kleinen Beinen stehe, führt eine Treppe zum Eingang. Was mag sie bedeuten? Plötzlich bin ich drinnen, durch die Tür in den Hausflur. Wände, Gänge, Räume. Es werden viele Räume werden, die ich durchschreiten werde. Einen nach dem anderen. Sie werden langsam zu einer Bedrängnis. Irgendetwas stimmt nicht. Irgendetwas mache ich falsch. Irgendetwas habe ich verloren. Was ist anders geworden? Ich finde mich im oberen Stockwerk wieder. Aus dem Hausflur wird plötzlich ein Turm. Im Innern des Turms steige ich hastig eine Holzstiege hinauf, immer hastiger, zwei Stufen auf einmal, das Holz quietscht und jault unter meinen Schritten, auf keinen Fall zurück, nie und nimmer! Vorwärts! Vorwärts! Längst ist klar geworden, dass mein Weg zu einer Flucht geworden ist, ich nach oben getrieben werde, in die Höhe. Die Höhe, der Ausweg. Meine Jäger haben Gesichter, die ich kenne. Ich erklimme das Holzgerüst von der Höhe eines Kirchturmes, dort oben mache ich halt, schaue mich um und schaue hinab, von wo ich gekommen bin, dort, wo ich diejenigen zurückgelassen habe, die mir nicht mehr folgen können. Noch von hier oben

lässt sich der Zorn in ihren Augen ahnen. Sie versuchen geschickt, ihn zu verbergen, flehen mich an, herunterzukommen, reden mit mir, wie mit einer Verrückten. Das haben sie schon immer gern getan. «Komm runter! Komm», sagt eine Frau aus ihrer Mitte. «Nein», antworte ich fest, «ich komme nicht zurück.»

Da reden sie alle auf einmal auf mich ein, an die zwanzig Stimmen; Wortfetzen dringen zu mir, wie «... du kannst machen, was du willst ... wir lassen dich in Ruhe ... du bekommst ... vergib». Der Klang ihrer Stimmen indes verrät sie. Weshalb spielen sie sich so auf? Warum bin ich zu einem Problem geworden? Was nehmen sie mir übel? Dass sie keine Macht mehr über mich haben? Wie auch immer. Ich bin aus ihrer Reichweite. Während sie locken, schicken sie Micha, dieses Muskelpaket, zu mir hinauf. Er, der ein Champion im Ringen gewesen war und einen Brustkorb hat, in den ich zweimal hineinpasse, war in der Lage, mir im Handumdrehen das Genick zu brechen. Sein Bizeps ist von der Größe eines Kopfes. Keine Ahnung, wie er auf das Gerüst gekommen war, auf dem ich jetzt stehe. Ich erschrecke zu Tode, denke jedoch keine Sekunde lang an aufgeben. Wenn er soweit hinauf gekommen ist, hat er es seiner Kraft zu verdanken! Einer Kraft, die nicht nur etwas mit Muskeln zu tun hat. Ein Mensch auf gleicher Höhe. Dieses Schwergewicht kommt auf mich zu und sagt sanft: «Verzeih, wenn sie mich geschickt haben, ich mag es nicht, etwas gegen deinen Willen zu tun. Ich mache es nur, weil sie es gut mit dir meinen. Komm!» Er will mir seine Hand geben. Dieser erbärmliche Feigling will nur sein schlechtes Gewissen beruhigen. Er ist schon immer

ein Waschlappen gewesen, der sich einredet, gut zu sein, während er auf Befehl zuschlägt. «Ich weiß», sage ich und denke: *Täuschen wirst du mich nicht*. Ich schaue in seine Augen. Sie sind gutmütig. Das Innere meines Kopfes fixiert indessen das Gerüst, sucht nach einem Fluchtweg. Plötzlich bin ich weg. Einige Stockwerke höher. Unerreichbar für jedermann. Dieser Turm hat scheinbar kein Ende. Kein Dach. Auf wackligem Gerüst, oben, ganz weit oben, so hoch, dass ihre Stimmen nicht mehr zu mir dringen können und ihre Körper zu einer bunt gefleckten Masse werden. Doch ich weiß, sie stehen dort und suchen mich. Ich hin in der Höhe verschwunden. Spurlos verschwunden. Von innen geht es jetzt wieder nach außen. Ich gleite in den Wind. Schwindel erregende Höhe. Der Länge nach liege ich auf einem Fenstersims, gerade mal so breit, dass meine linke Körperhälfte draufpasst, die rechte hängt in der Luft, als würde ich fliegen wollen, wie ein Segelflieger: ohne eigene Kraft hochgetrieben.

Ich werde müde. Ich werde schwer. Was tun? Eine Sturmböe bläst mir ins Gesicht. Ich kann mich in dieser Höhe nicht halten. Mit der linken Hand taste ich nach hinten. Ein Gefühl sagt mir, dort eine Tür zu finden. Meine Hand tastet vorsichtig die Wand ab. Mit dem Körper versuche ich noch geschickt, Balance zu halten. Da spüre ich Holz an meinen Fingerspitzen. Eine Tür! Hoffentlich ist sie nicht verschlossen. Ich gebe ihr einen Schubs. Sie springt auf. Langsam ziehe ich mich hinüber. Gerettet! Gerettet! Nichts wie hinunter, denke ich, und rase die Holzstiege hinab. Die Treppe führt ringsherum, an allen vier Wänden des Turmes entlang. Nach

ungefähr zwanzig Stockwerken verwandelt sich der Turm wieder in ein gewöhnliches Treppenhaus mit Stufen aus Stein. Einige Etagen tiefer dringt wohliger Geruch von Aufgehobensein in meine Nase. Eine junge Frau öffnet eine Tür, kennt meinen Namen und lädt mich ein: «Möchtest du etwas trinken?» Ohne zu antworten, laufe ich an ihr vorüber. «Es wird dir gut tun», ruft sie hinter mir her. Nur nicht mehr in Räumen sein! Ich renne die Treppen hinab, bis ich endlich festen Boden unter mir spüre. Die Zeit ist vergangen. Niemand ist da. Durch die Tür ins Freie. Draußen, an der frischen Luft, weiche Erde, Lehm und Sand. Ich gehe geradeaus, zum Fluss. Am Ufer wächst Schilf. Eine warme Sonne auf der Haut. Ich verschwinde im Schilfgras.